

WELTBILD

ERSTER
JAHRGANG
12. OKT. 1946
VERLAGSORT
MAINZ
PREIS 0.80 RM

AUS DEM INHALT

HEIMKEHR
AUS
RUSSLAND

WAHLEN

CASTEL
GANDOLFO

KÖNIGE
KOMMEN
UND
GEHEN

„SONNEN-
WOLKEN“
ROMAN

EVAKUIERTE
MUSEN

„HEMD
OHNE
KRAGEN“
ERZÄHLUNG

DAS
GESCHMINKTE
KÄMEL



HEIMKEHR AUS RUSSLAND
IM SONDERZUG FÜR ENTLASSENE KRIEGSGEFANGENE AUS DER FRANZÖSISCHEN ZONE

Foto: Horst Maßdorf



HERBERT VERE EVATT

Der australische Außenminister hat sich auf den Konferenzen des Kriegsendes von San Franzisko bis nach Paris den Ruf eines Vorkämpfers der kleinen Staaten erworben. Dies bringt die gewandelte weltpolitische Lage klar zum Ausdruck, in der Länder wie Australien und Kanada in die Rolle einrücken, die in früheren Jahrhunderten im System der europäischen Politik Länder wie Belgien, Holland und die skandinavischen Staaten gespielt haben. Evatt ist klein, rund und jovial, hat ein beständiges Lächeln in den Augen und ist ein explosiv. Er war der Schrecken der Diplomaten von San Franzisko, allein in den Verhandlungen verlängerten sie um acht Stunden, etwa 200 längere und kürzere Sitzungen war Mitglied von 20. Kommissar im Palais National in Paris ergriff er das Wort und hat seine Visionen eingeschrieben. Er ist ein Gegner aller Imperialismen und lehnt das Veto auf. Er wendet sich ebenfalls bei den Verhandlungen gegen Mo-

lotow wie er sich mit dem Vertreter Per auseinandersetzt. Die Vitalität Evatts enthüllt das Geheimnis seines Erfolges. Aus der ritterlichen Laufbahn im Jahre 1940 zum australischen Außenminister berufen, wußte er die von Japan bedrohten Länder durch seine nichts zurückschreckende Energie bei Churchill und Roosevelt im rechten Augenblick die erforderliche Hilfe zu sichern. Sein Auftreten hat ihn in Paris über den Konferenzsaal hinaus aus volkstümlich gemacht. Um seinen Sitz zu erreichen, scheut er sich nicht, durch die Beine eines Fotografen, der sich auf zwei Kanten eines Pultes über einen schmalen Gang gestellt hat, hindurchzuschlüpfen. Seine Landsleute in Australien, die Antipoden der Konferenz auf der anderen Seite des Erdballs bringen trotz der großen Entfernung — die Länge des Kabels von Paris nach Australien beträgt 300 000 Kilometer — eine lebhafteste Teilnahme für die Konferenz und ihren Außenminister auf. So telegraphierte man ihm aus Melbourne: „Tritt in Paris mit dem Fuß auf Herbert! Wir halten das Ohr am Boden, um Dich zu hören.“

OUANG CHI TCHIEH

Der Außenminister Tschangkaischeks vertritt China, das fünfte Siegerland bei den Verhandlungen, die seit Kriegsende die neue Stellung der Mächte und Staaten untereinander bestimmen. Vor einem Jahr wurde sein Name genannt, als er sich nach Moskau begab und von Stalin das Versprechen der Räumung der Mandchurei durch die Rote Armee erhielt. Die Spannung zwischen Tschangkaischek und den kommunistischen Kräften im Lande hat sich allerdings nicht beheben lassen, der Gegensatz ist vielmehr in diesen Monaten wieder von neuem aufgeflammt. Der chinesische Außenminister Dr. Ouang Chi Tchieh gehört derselben Generation wie Marschall Tschangkaischek an, er ist 55 Jahre alt und einer seiner ältesten Mitarbeiter. Seit zwanzig Jahren steht er ihm zur Seite. Er bekleidete die Ämter des Erziehungs- und Informationsministers und gehörte zu den leitenden Persönlichkeiten des fortschrittlichen Kuomintang. Seine Berührung mit der Kultur der weißen Menschheit empfing er nicht

durch Amerika, sondern durch die Alte Welt. Zu Ende des ersten Weltkrieges studierte er in London und Paris. 1928 war er Mitglied des Haager Gerichtshofes, 1935 führte er in London eine Ausstellung chinesischer Kunst durch, 1942 schließlich erschien er an der Spitze einer Freundschaftsabordnung in Großbritannien. Gegenwärtig gehört er zu den Mitgliedern der Pariser Friedenskonferenz. Um seine Meinung über den Frieden befragt, äußerte er, daß Gerechtigkeit gegenüber den kleinen Staaten und Gerechtigkeit auch gegenüber den Besiegten walten müsse. Insbesondere verfiert er die Anwendung des Grundsatzes der Gleichberechtigung auf die Kolonialbevölkerung und unterstützt den Wunsch der arabischen Liga auf Selbständigkeit Lybiens. Für den Bereich Ostasiens erstrebt Ouang Chi Tchieh eine Vermittlerrolle Chinas zur Schlichtung der Kämpfe und unversöhnten Gegensätze, die in Indonesien der Einkehr des vollen Friedens noch entgegenstehen.



HEINRICH KÖHLER-HELFFRICH

der Intendant der städtischen Bühnen Heidelberg, hat sich in der vergangenen Spielzeit besonders mit der Inszenierung von Offenbachs „Orpheus in der Unterwelt“ einen Namen gemacht. Diese Inszenierung entwickelte sich mehr und mehr zu einem Heidelberger Exportartikel, denn im weiten Umkreis der so beneidenswert unversehrten Stadt am Neckar wurde Heinrich Köhler-Helffrich mit seiner Offenbach-Inszenierung zu Gastvorstellungen eingeladen. Dieser künstlerische Erfolg wiegt umso schwerer, als er im Schatten des damals noch von Karl-Heinz Stroux besetzten Darmstädter Theaters errungen wurde. Unterdessen wurde dem Heidelberger Intendanten auch die Leitung der Nebenstelle Heidelberg des Rundfunksenders Stuttgart übertragen. Er hat dort mit frischer Initiative den ersten deutschen Universitätsfunk ins Leben gerufen, der vor allem auch im Austausch mit der Wissenschaft des Auslandes seine Bedeutung gewinnen wird. Aber

auch sonst hat es den Anschein, als wolle der Heidelberger Nebensender noch in mancher Weise unsere Aufmerksamkeit beanspruchen. Heinrich Köhler-Helffrich, der Sohn des stellvertretenden Ministerpräsidenten von Baden-Württemberg-Baden, wurde im Jahre 1907 in Karlsruhe geboren. Seine Bühnenlaufbahn begann er als 23jähriger in Mainz und Karlsruhe, Mannheim, Breslau und Hamburg nach Heidelberg. Als Intendant des Heidelberger Theaters war ihm nach dem Zusammenstoß eine besonders verantwortungsvolle Aufgabe zugefallen; denn nur wenigen deutschen Intendanten war es gegeben, ihre Arbeit in einem unversehrten Theater mitten in einer heilen Stadt aufzubauen. Mit einigem Geschick hat Köhler-Helffrich in der nicht übermäßig temperamentvollen Universitätsstadt am Neckar überspitzte Experimente vorerst vermieden, ohne dabei der künstlerischen Auseinandersetzung mit modernen Werken (C. Orff, „Die Kluge“) auszuweichen. Auch in der neuen Spielzeit strebt er einen maßvollen Ausgleich zwischen der Tradition und dem modernen Theater an.



HELMUT GROSSE

dessen erste Gedichtsammlung „Rausch und Maß“ im Limes-Verlag in Wiesbaden erschien, gehört zu jener tief beklagenswerten Generation, die das frühe Mannesalter erreicht hat, ohne noch eigentlich gelebt und gearbeitet zu haben. Erschütternd monoton und in zwei kurzen Sätzen zu erschöpfen ist der bisherige Lebenslauf dieser jungen Männer, die jetzt erst an der Schwelle ihres Daseins stehen. Helmut Grosse wurde 1917 in Kassel geboren. Gleich nach dem Abitur begannen für ihn „die strengen Jahre in Uniform“. Als 28-jähriger aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, ging er nach Marburg, wo er heute Germanistik und Theologie studiert. Erstaunlich nur, daß er nach einem solchen Lebensweg zwischen Kasernen, Deckungslöchern und Stacheldraht bereits ein maßvoll geschlossenes Gefüge lyrischer Dichtung vorzulegen vermag. Nicht in einer Verszeile freilich klingt auch nur von ferne der wesenlose Gang seiner Entwicklungsjahre nach. Es ist die Form vor allem, die heute den Lyriker be-

wegt. Offenbar fehlen ihm nach den starren Schemen seiner früheren Jahre die heißen Brände des Herzens. Zum mindesten aber mißtraut er ihnen und hält sie verdeckt unter dem kalten Marmor der Form. Nicht eine einzige Strophe der Liebe, keinerlei stürmende Ungeduld vor den Pforten des Himmels findet man in den Gedichten von Helmut Grosse — nur eine nahezu gelassene Schwermut steht wie brakiges Wasser unter der wohlgedachten Architektur der Verse. Die jungen Lyriker unserer Tage gehen einen umgekehrten Weg. Sie suchen nicht die heißen Brände des Herzens in der harten Zucht der Form zu kühlen, sondern von der Form her, die ihnen gemäßer zu sein scheint als das Gefühl, trachten sie nach dem Geheimnis des Lebens. „Strenge Formen und gebundene Rhythmen“, so formuliert Helmut Grosse selbst das Wesen seiner augenblicklichen dichterischen Arbeit. Er macht es sich niemals leicht mit der Form, und es könnte deshalb, während er bedächtig Wort um Wort einläßt in die sorgfältig bemessene Struktur seiner Verse, eines Tages der göttliche Funke ihn erreichen.





Foto: Horst Moßdorf

H E I M K E H R

AUS

Russland

Als die Sowjetunion kürzlich 125 000 deutsche Kriegsgefangene entließ, rollte zum erstenmal auch ein Sonderzug mit entlassenen Kriegsgefangenen aus Sowjetrußland in die französische Besatzungszone. An der Westgrenze der russischen Zone sind wir ihnen begegnet, während auf den anderen Bahnsteigen die kärgliche Habe von Flüchtlingen und Umsiedlern in die amerikanische Zone verladen wurde. Ein herzliches Begrüßen ging hin und her zwischen den langen Güterzügen, in denen noch immer die wirre Völkerwanderung der Deutschen unterwegs ist. Der Zug mit den entlassenen Kriegsgefangenen aber, die quer durch die amerikanische Zone über den Rhein in die so lang entbehrte Heimat fahren sollten, ließ bald die schon gewohnten Bilder des deutschen Schicksals vergessen. Lange haben wir sie angeschaut, die schmalen Jünglinge ohne Jugend und die gealterten Männer, in deren Gesichter sich unauslöschliche Runen eingegraben haben. Fremd kamen sie uns vor, und vor ihrem oft noch abwesenden Blick verstummte rasch die erste, auflodernde Freude des Wiedersehens. Noch waren sie wohl garnicht heimgekehrt und sahen nur dann und wann mit schmerzlichem Erstaunen in das vom eigenen Wahnwitz zerschundene Antlitz ihres Volkes. Lange Jahre des Heimwehs, das in seinen Träumen die noch unverwüsteten Bilder der Heimat bewahrte, hielten sie noch im Bann. Selbst ihre Gesichter, so wollte es uns scheinen, waren unterdessen fremdartig verwandelt in der weiten Fremde des Ostens. Auch hielten sie wohl Zwiesprache noch mit Millionen Kameraden, die nicht so glücklich waren wie sie und nur flüchtige Grüße hatten mitgeben können in die unüberbrückbare Ferne der Heimat. Und wenn sie, mitten unter mühsam beladenen Deutschen, jetzt das Ziel ihrer endlosen Reise bedachten, blieb doch die bange Sorge wie ein dunkler Vorhang noch vor der Freude der Heimkehr. Wie würden sie die Frau und die Kinder, das kleine Haus am Stadtrand, die Eltern und die Werkstatt wohl wiederfinden nach all dem Grauen, dessen Spuren sie jetzt erst mit einigem Erschrecken wahrnehmen konnten? Als endlich der Zug dann anruckte — einen Tag noch und noch einmal eine lange Nacht, dann würden sie daheim die Marktstraße entlang gehen — blühte doch hier und da ein Lachen schon auf, und es lösten sich unter den Schauern einer fast schmerzhaften Freude die eben noch starren Masken verlorener Jahre. Unterdessen sind sie nun heimgekehrt in die Städte und Dörfer der französischen Zone. Eine Weile freilich wird es noch dauern, bis sie auch innerlich heimgefunden haben. Mögen daheim behutsame und geduldige Frauen und Eltern ihnen helfen auf dem schweren Weg nach Hause!

AUTHORIZED
CROSSING POINT
300 M
STOP

ERLAUBTER
GRENZÜBERTRITT
300 M
HALT

ПЕРЕХОД ГРАНИЦЫ
РАЗРЕШЕН
300 М
СТОЙ



Die heimkehrenden Kriegsgefangenen beobachten während eines Aufenthaltes Umsiedler und Flüchtlinge, die ihre letzte Habe in einen Austauschzug in die amerik. Zone verladen.

Den Kranken und Verwundeten bringen Schwestern Erfrischungen an den Sonderzug.



Manche können es noch nicht fassen, daß sie jetzt wirklich nach Hause kommen. Freude der Heimkehr mischt sich mit schmerzlichem Erstaunen beim Anblick der so verwandelten Heimat.

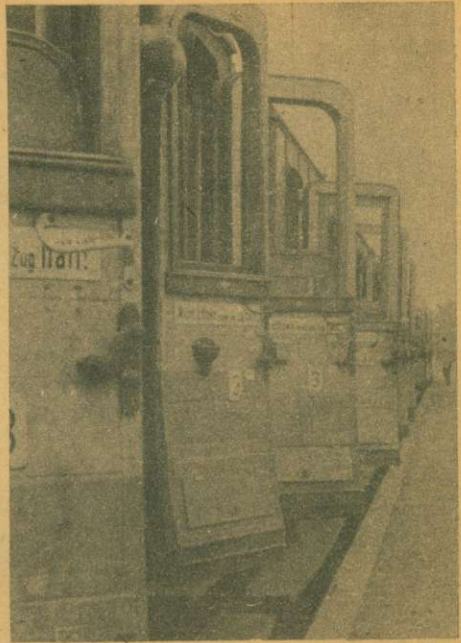
Am Grenzbahnhof der russischen Zone ist eben ein Zug aus der amerikanischen Besatzungszone eingelaufen.





Lange Jahre des Heimwehs haben die Kriegsgefangenen in der fremden Weite des Ostens stumpf und müde gemacht. Unberührt von der neuen Umgebung trinken sie auf dem Bahnsteig ihren Kaffee.

Der russische Transportführer verabschiedet sich an der Grenze zur amerikanischen Zone von dem deutschen Begleitpersonal.



Türen auf zur Grenzkontrolle! Auf dem gegenüberliegenden Bahnsteig ist ein Personenzug eingelaufen.

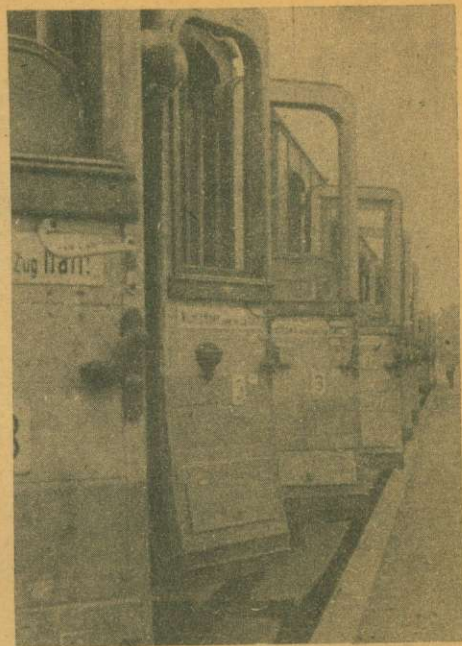


Den neugierigen Fragen des deutschen Grenzpolizisten antwortet oft nur ein abwesendes Schweigen. Bald aber wird der Bann gebrochen sein, der Sonderzug nähert sich dem Rhein . . .



Lange Jahre des Helmwehs haben die Kriegsgefangenen in der fremden Weite des Ostens stumpf und müde gemacht. Unberührt von der neuen Umgebung trinken sie auf dem Bahnsteig ihren Kaffee.

Der russische Transportführer verabschiedet sich an der Grenze zur amerikanischen Zone von dem deutschen Begleitpersonal.



Türen auf zur Grenzkontrolle! Auf dem gegenüberliegenden Bahnsteig ist ein Personenzug eingelaufen.



Den neugierigen Fragen des deutschen Grenzpolizisten antwortet oft nur ein abwesendes Schweigen. Bald aber wird der Bann gebrochen sein, der Sonderzug nähert sich dem Rhein . . .

WAHLEN



Die Herbstwahlen in der französischen und britischen Besatzungszone, ergänzt durch die ungefähr gleichzeitigen Wahlen jenseits der russischen Besatzungsgrenzen, haben das Bild der politischen Struktur Deutschlands klar hervortreten lassen. In ersten Pinselstrichen war es schon bei den Sommerwahlen sichtbar geworden, die in der amerikanischen Zone stattfanden. Im Westen Deutschlands trat die Bevölkerung den Rhein entlang vom Bodensee bis zur Nordsee an die Urne. Der Bauer der norddeutschen Tiefebene ebenso wie der Bergarbeiter des Ruhr- und Saargebietes, der württembergische Protestant ebenso wie der rheinische Katholik, die jungen Menschen, die zum ersten Male am Wahlakt teilnahmen, da sie in den vergangenen Jahren keine freien Wahlen kennenlernten, ebenso wie die Wähler der älteren Jahrgänge, die sich an die stürmischen Wahlbewegungen in den letzten Jahren der Weimarer Republik erinnern. Wer den herbstlichen Wahlsonntag als Teilnehmer oder Beobachter miterlebt hat, wurde unwillkürlich von dem Ernst der Stimmung beeindruckt, der die Menschen beseelte. Es war ein gewisser feierlicher Ernst. Weder Gleichgültigkeit, noch hektisches Wahlfieber, aber Verantwortungsbewußtsein! Es war, als wenn ein erster Grundstein in den Boden der schweren

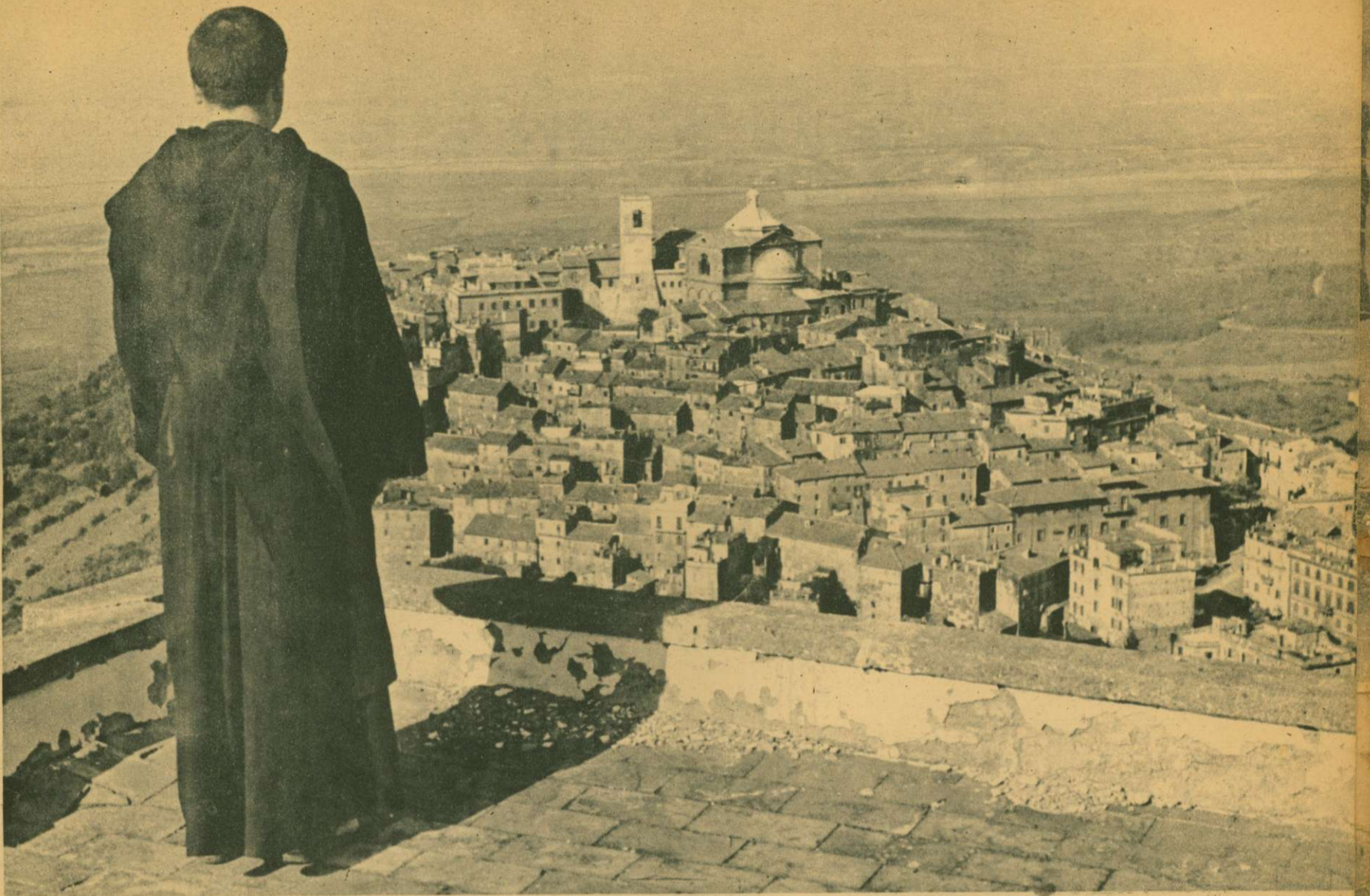
Notzeit gesenkt werden sollte.

Das Ergebnis bestätigte den äußeren Eindruck, den die Wahlhandlung vermittelte. Die Vielzahl der Parteien, die in der Zeit der Weimarer Republik das halbe Hundert erreichte, ist verschwunden. Obwohl durch die Wahlverordnungen der Militärbehörden der Bevölkerung Gelegenheit gegeben war, Parteilisten umzugestalten, hat sie sich dennoch so gut wie vollständig an die vorgelegten gehalten. Dies, obwohl bei Gemeindewahlen persönliche Rücksichten eine viel größere Rolle zu spielen pflegen als allgemeine Gesichtspunkte. Einige große Parteien bestimmen heute das politische Bild des deutschen Volkes. Bisher konnte man diese Parteigruppen und ihre Führung als Ausschüsse ansehen, von denen es zweifelhaft war, ob sie in legitimer Weise eine Bevölkerungsgruppe vertraten. Dieser Zweifel ist nun behoben. Klarheit auch darüber geschaffen, welche Stärke die Anhängerschaft der einzelnen Parteien besitzt und welches Gewicht infolgedessen ihrem Anspruch auf Einflußnahme zukommt. Man hat das Wort geprägt: Die Demokratie ist nicht, sie wird! Man kann hinzusetzen: Staatliches Leben entsteht nicht, insofern über Staat und Politik geredet wird, staatliches Leben bildet sich nur, insofern politisch gehandelt wird. Eine solche politische Handlung großen Stils waren die Herbstwahlen in Deutschland. Man kann sie in ihrer politischen Bedeutung kaum überschätzen. Sie haben den innerpolitischen Schwebezustand, der nach der Kapitulation eintrat, beendet, das Provisorium überwunden.

Die Ausübung des Wahlrechts stellt einen Akt der Selbstverwaltung dar. Durch die gewählten Vertreter bildet sich eine neue staatliche Ordnung von unten herauf. Der Gemeinderat wird zur verantwortlichen Körperschaft, der Bürgermeister ist der Vertrauensmann der Wähler und die Spitze der Selbstverwaltung in dieser kleinsten Zelle des politischen Lebens. Der Zustand der kommissarischen Einsetzung von oben, der von der Militärregierung in dem zurückliegenden Jahr des Übergangs aufrecht erhalten wurde, ist damit aufgehoben. Unter dem Gesichtspunkt der Erziehung zur Selbstverwaltung muß es als besonders glücklich empfunden werden, daß nicht sofort zur Wahl von großen politischen Parlamenten, etwa von Landtagen oder gar zur Wahl eines Reichstages, aufgefordert wurde, sondern daß durch die Abhaltung der Gemeindewahlen zunächst die Aufmerksamkeit auf die grundlegende Bedeutung dieser kleinen politischen Körperschaften gelenkt wurde. Eine ähnliche Bedeutung wie der Gemeinde kommt im Rahmen der Selbstverwaltung dem Kreis als der mittleren Instanz zu. Die Wahlen, die im Anschluß an die Gemeindewahlen der Zusammensetzung der Kreistage gelten, erhalten aus diesem Zusammenhang ihren charakteristischen Sinn. Kein Geringerer als der Freiherr vom Stein hat bei dem Versuch, das bürokratische Wesen des preußischen Beamtenstaates aufzulockern, den Schwerpunkt seiner Reform in die Gemeinden und Kreise gelegt. Vor allem die Stellung des Landrates wollte er nicht als die eines Vertreters der Regierung, vielmehr als eines Organs der heimischen Selbstverwaltung aufgefaßt wissen. Der Geist der Stein'schen Reform vermochte sich indes nicht zu entwickeln; sie blieb in ihrer Wirkung im wesentlichen auf die Gemeinden beschränkt. In der Kreisverwaltung konnte sich auf die Dauer die Bürokratie in ihrem Sinne durchsetzen. So wie die Verordnung der Militärregierung über die Wahlordnung in der französischen Zone angelegt ist, wird den Kreistagswahlen dadurch eine einmalige Bedeutung verliehen, daß aus den Vertretern der Kreistage die Abgeordneten der Landesversammlung genommen werden sollen. Der Aufbau der Selbstverwaltung von der Gemeinde über den Kreis zum Land wird in den nächsten Monaten die Bewährungsprobe der von der Bevölkerung gewählten Vertreter darstellen.

Deutschland ist ein Land in Trümmern. Nicht nur die äußeren Formen unseres Lebens sind gestört und erschüttert, es gibt auch das Ruinöse als innere seelisch-geistige und moralische Erscheinung. Der Riß der Krise geht mitten durch die Familie, Ehe und Jugend. Dem oberflächlichen Beobachter und dem Außenstehenden, der die Substanz des deutschen Volkes nicht kennt, mußte es scheinen, als wäre eine solche Bevölkerung die leichte Beute von Parolen, die aus der Panik geboren sind, als würde die Reaktion auf den Nationalsozialismus das Pendel nach der anderen Seite ausschlagen lassen. Solchen Annahmen und Befürchtungen gegenüber stellen die deutschen Herbstwahlen eine überwältigende Offenbarung dar. Sie sind ein Bekenntnis zu den bewahrenden Kräften, das nicht mißzuverstehen ist, eine Ablehnung neuerungssüchtiger Experimente, eine Besinnung auf die Grundlagen des deutschen Daseins und damit auch — das Wort muß ausgesprochen werden — ein Bekenntnis zum Christentum. Bei keinem Volk Europas ist dieses Bekenntnis mit solcher Wucht und Eindeutigkeit erfolgt. Nur in Österreich hat sich Ähnliches vollzogen. Bei den Wahlen in der Tschechoslowakei spielte die christliche Gruppe nur eine geringe Rolle. In Frankreich ist die MRP zwar zum Range einer großen Partei, ja zur führenden Partei im Staate aufgestiegen, aber sie bildet doch nur einen unter drei zahlenmäßig annähernd gleichgroßen Blocks. Auch in Italien, einem geschlossenen katholischen Lande, hat sich Vergleichbares im parteipolitischen Leben nicht ereignet. Ob die Reaktion auf den Nationalsozialismus in Deutschland die Besinnung so tief und ernst gemacht hat? Oder ob umgekehrt, der Nationalsozialismus als mächtige Springflut zwar die oberen Strukturen wegriß, trotz allem aber nicht die Grundlagen in der Tiefe abzuräumen vermochte? Vielleicht gewinnt man in das Wesen des Vorgangs einen Einblick, wenn man sich an die letzten Monate des Jahres 1932 erinnert, in denen durch das Abklingen der Wirtschaftskrise auch der Nationalsozialismus zum ersten Male eine leise rückläufige Bewegung erlebte. Damals spürte man in der Tiefe einen neuen Willen zu einer auf den bewahrenden Kräften fußenden Ordnung durch. In nationalsozialistischen Kreisen, die diese Erscheinung als Gefahr witterten, sprach man abschätzig von einem „neuen Biedermeier“, das im Anzug sei. Die heutige Lage zeigt zwar, daß die Disposition im deutschen Volke, die man von nationalsozialistischer Seite damals als Gefahr witterte, den Sturm der 12 Jahre und des Krieges überstanden hat. Die Bezeichnung „neues Biedermeier“ dürfte indes dem Realismus der Erscheinung nicht entsprechen, zumal Menschen gegenüber, die ihren Wirklichkeitssinn und ihre Tatkraft täglich in Trümmern zu bewahren haben. Klar, echt und gesund ist der Vorgang, den die Wahlen vor dem Land und der Welt zum Ausdruck brachten. Er zeigt ein Volk, das trotz aller schweren Belastungen des Einzelnen wie der Allgemeinheit, und obwohl sein Horizont ringsum düster ist, sein inneres politisches Gleichgewicht wiedergefunden hat.

J E D E R M A N N .



Über das Bergnest am Hang schweift der Blick weit in die Ebene der Campagna romana

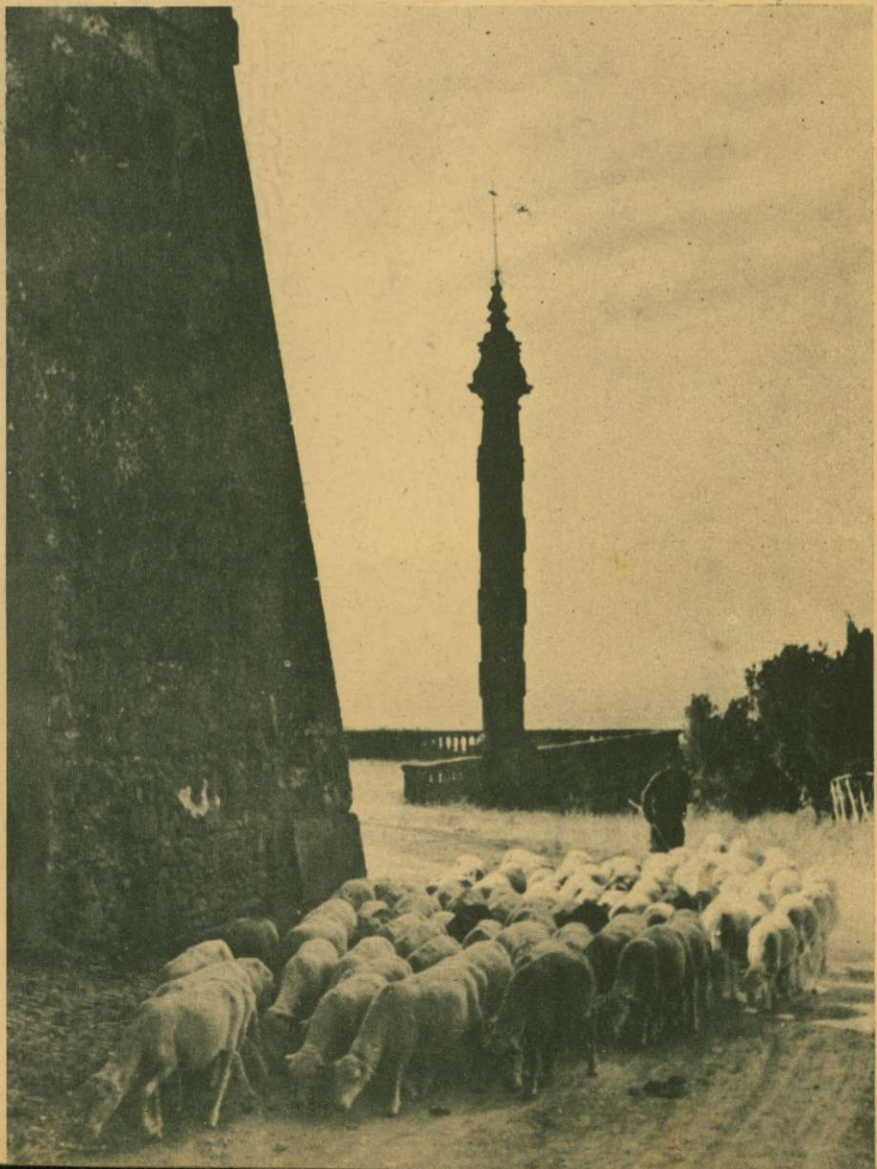


Das Leben der Bevölkerung spielt sich zu einem großen Teil unter freiem Himmel ab

CASTEL GANDOLFO

DER LANDSITZ DES PAPSTES

Düstere Wehrmauern und heimziehende Herde im sinkenden Abendlicht



Bis zu tausend Meter über Rom steigt der Kranz der Albanerberge auf, deren bläuliche Kulisse im Osten den Horizont der ewigen Stadt begrenzt. Mitten in ihrer Wälderfrische, umweht von der kühlen Luft der Höhe, erhebt sich über Weingärten und dunklen Efeugehängen die Kuppel der Papst-Residenz Castel Gandolfo. Aus der Tiefe des Vulkan-Kraters zu ihren Füßen glänzt im Mondschein wie ein märchenhaftes Waldauge der Albanersee. Rauschende Laubwälder, Buchen, Steineichen, Kastanien mit prächtigen Kronen — ein im Süden seltenes Beispiel — nehmen die Schritte des Wanderers auf. Gelangt man indes an den Saum des Gebirges zur Ebene hin, so geht eine Verwandlung vor. Man glaubt, an einer Küste zu stehen. Die durch die große Sonne des Sommers versengte Ebene der Campagna Romana liegt herbstlich rotbraun da. Am Himmel ballen sich die weißen Wolkengebirge des Oktobers und ziehen langsam dahin. Vom fernen Saum des Meeres dringen die kahlen horizontalen Linien der Ebene wie Wellen eines Landozeans heran. Am Hang drängen sich die Häuser der Bergnester mit ihren nackten Mauern wie Steinwaben eines Bienenstocks zusammen. In den Korridoren ihrer Gassen lebt ein dunkles Volk mit olivenfarbener Haut und gedrungenem Wuchs. Hohe Jugendschönheit und erbärmlichster Verfall des Alters sind eng benachbart. Aus den Winkeln dringt Armut und Schmutz. Die Zerstörung des Krieges hat die Armut vermehrt. Not und Schönheit liegt in gleicher Weise vor den Fenstern des Papstschlosses ausgebreitet, — ein echtes Abbild der Spannungen dieser Welt. Sie zu mildern ist niemand so bedacht als der Papst, der in diesem Herbst zum erstenmal in seinem Pontifikat in Castel Gandolfo Einzug hielt.



Prinz Philipp von Griechenland wird in der Londoner Hofgesellschaft als der künftige Bräutigam der englischen Thronfolgerin, Prinzessin Elisabeth, angesehen. Der griechische Prinz diente als Offizier in der brit. Kriegsmarine.



Die englische Thronfolgerin, Prinzessin Elisabeth (Hand am Hut), mit ihrer jüngeren Schwester Margaret-Rose, ihrem Vater, König Georg VI., und ihrer Großmutter, der Königinmutter Mary. Ein junger Offizier hat sich im Gespräch mit der königlichen Familie vor dem Buckingham-Palast eine offensichtlich recht witzige Bemerkung erlaubt.

Foto: Keystone



König Georg II. von Griechenland (noch Hut statt Krone) in London kurz nach dem griechischen Volksentscheid für die Monarchie, der ihn mit 72prozentiger Mehrheit aus seinem englischen Exil nach Athen zurückrief.

PRINZEN FREIEN, VÖLKER ENTSCHIEDEN, KÖNIGE

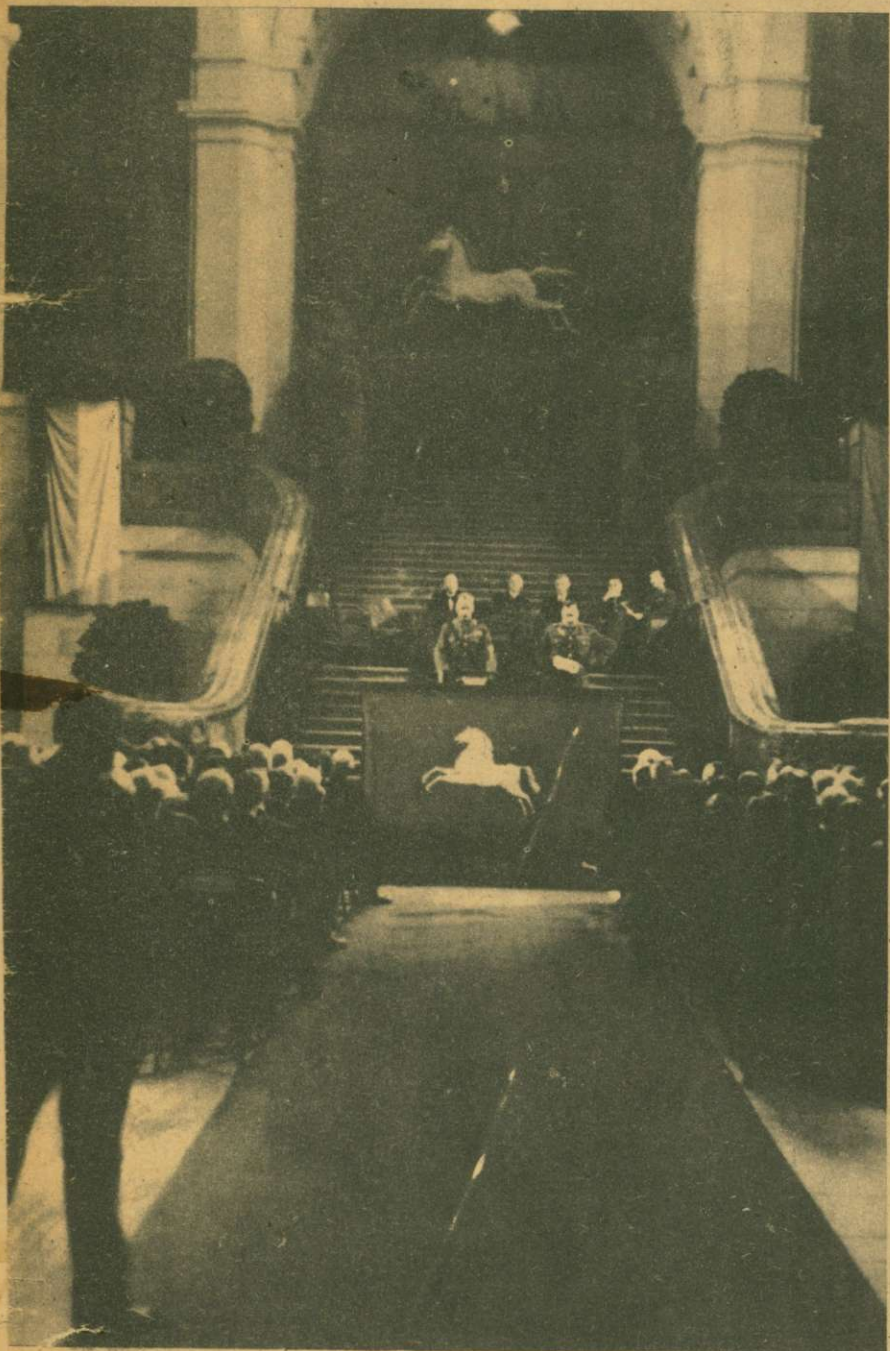


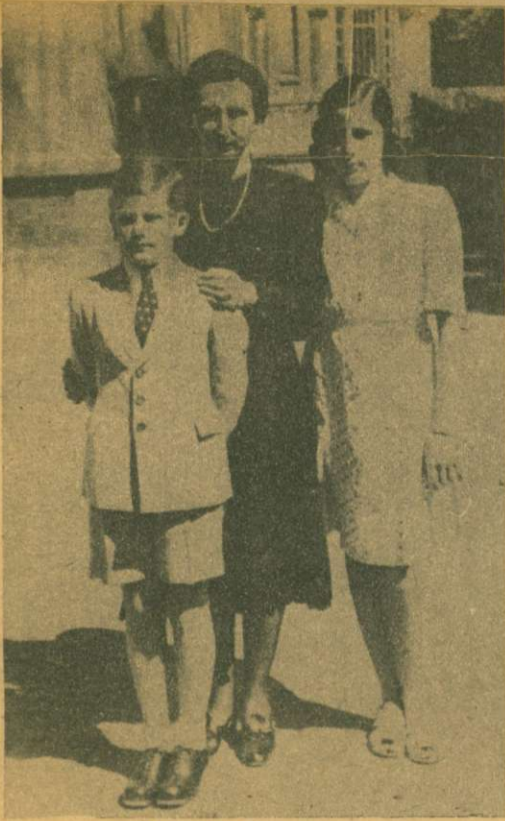
Foto: Reinhold Leßmann

„Der Zeitpunkt ist nunmehr gekommen, nicht mehr von einer Provinz Hannover zu sprechen, sondern ihr wieder den Namen und Status eines Landes zu verleihen“, erklärte der stellvertretende Chef der englischen Zone, General Robertson, im Kuppelsaal des Rathauses zu Hannover.



Der kluge Joe rechnet mit der Vergänglichkeit seiner Konterschläge. Er hat in New-York ein Restaurant eröffnet und serviert in seinen ringfreien Tagen statt Kinnhaken Spargeln mit Rührei. Der Negerboxer Ray Robinson mit Mike Jacobs, der erfolgreichste Boxmanager der Welt, waren seine ersten Gäste.





Dieser kleine König, Simeon II. von Bulgarien, der noch keine heiratsfähigen Söhne aufzuweisen hat, verlor seine Krone durch einen Volksentscheid. Exkönig Simeon begibt sich mit seiner Mutter und seiner Schwester in das europäische Königs-Exil Ägypten.



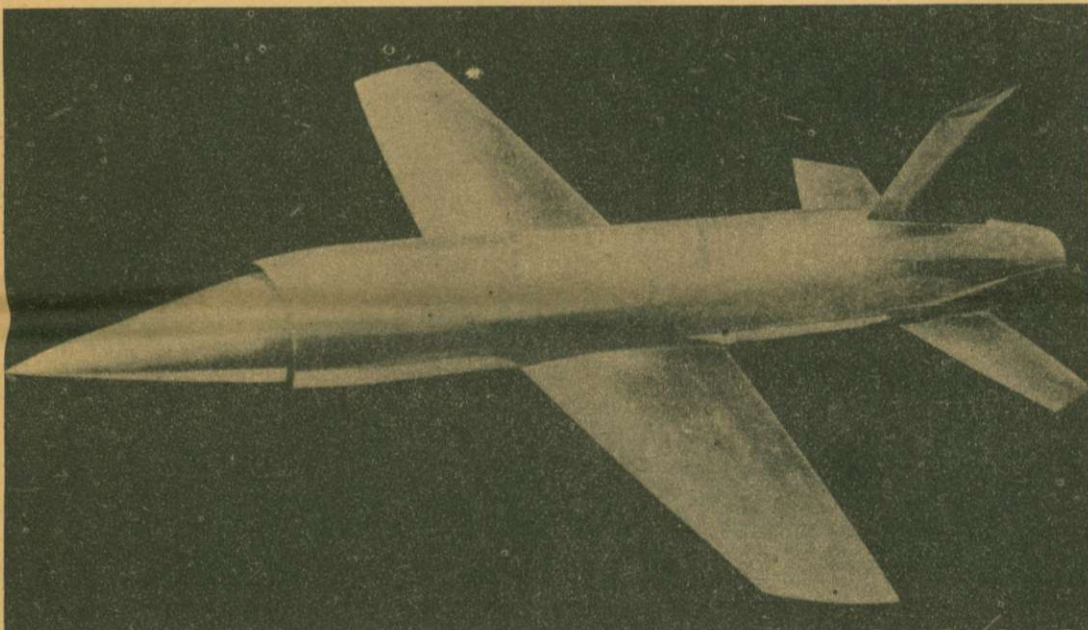
Prinz Bernhard der Niederlande, der Gatte der holländischen Thronfolgerin Juliane, hat in Sandhurst eine Parade der englischen Kriegsschule abgenommen. Holländische Kadetten, die an der englischen Kriegsschule ausgebildet wurden, umringen den Prinzegehl.



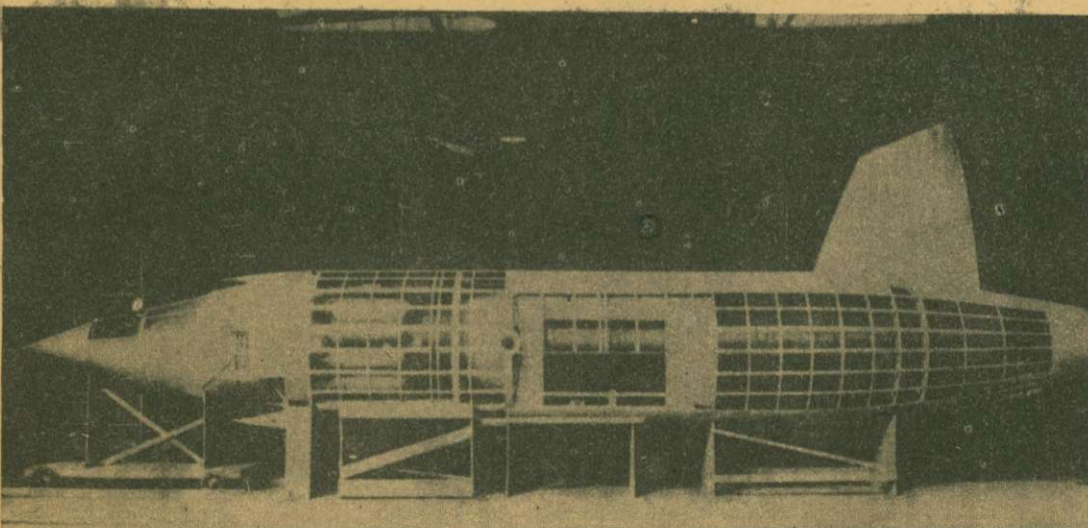
Madame Dumesnil, im Rang eines Kommandanten, ist eine der maßgeblichen Organisatoren der französischen Luftwaffe. Sie wurde durch General Buscat auf dem Pariser Flugplatz mit der Ehrenlegion und dem Kriegskreuz mit Palmen ausgezeichnet.

KOMMEN UND GEHEN...

Fotos: Associated Press



Die Herstellung von „M 52“ wurde auf Befehl des britischen Luftfahrtministeriums eingestellt. Das Flugzeug sollte bei einer geplanten Stundengeschwindigkeit von 1600 km von drei Maschinen angetrieben werden, einem Düsenmotor, einer Turbine und dem Athodyd, einer besonderen Art Verbrennungskammer. Bei einer Länge von 11 Metern und einer Spannweite von 8 Metern wäre es in der Lage gewesen, in 90 Sekunden eine Höhe von 11 000 Metern zu erreichen.



Das ist der Riese Morzak, der Leibwächter des Prinzen Feisal von Saudi-Arabien, der während der Palästina-Konferenz in London im Dorchester-Hotel abgestiegen ist. Dolch, Schwert und Pistole dürften bei Morzaks Erscheinung überflüssig sein.



Luise Hellersberg, die inzwischen in Weimar ein Puppentheater eröffnet hat, rettete ihre selbstgefertigten Puppen aus dem brennenden Würzburg nach Sommerhausen. Luise Hellersberg schreibt auch die Märchen für ihre Puppenspiele selbst.



Die Gattin des Malers Luigi Malpiero spielt unter ihrem Künstlernamen Ingeborg Eckholm die „Emilia Galotti“ im Würzburger Theater.

Evakuierte Mus



Bei guter Laune haben die Künstler auch die Verpflichtungen eines Dorfbewohners übernommen. Am Samstag reinigt der Tenor Walter Bodky mit seinem Sohn die Straße vor seiner Behausung.

Nach eigenen Entwürfen stickt Fräulein Heine, eine Schülerin Gulbransons, kunstvolle Wandteppiche. Auch sie verlor ihr Würzburger Heim und suchte mit Zeichenstift, Nadel und Faden Zuflucht in Sommerhausen.



GLEICHSAM über Nacht sind in dem Dorf Sommerhausen bei Würzburg die Musen eingekehrt und haben sich dort recht seßhaft niedergelassen. Als nämlich selbst Würzburg nach der sinnlosen Verzögerung der Kapitulation zum Opfer fiel, suchten Maler und Musikanten, Schauspielerinnen und Sänger aus den Ruinen der geliebten Frankenstadt Zuflucht in Sommerhausen. Unterdessen haben sie sich wohnlich dort eingerichtet und im täglichen



Luigi Malipiero, der als Maler, Bühnenbildner und Dramaturg in Würzburg arbeitete, zeichnet in seinem Sommerhäuser Helm ein Selbstporträt.



Auch für den Winter auf dem Lande wird fleißig schon vorgesorgt. Luigi Malipiero hat den Zeichenblock beiseite gelegt und hackt Holz auf dem Hof.

Die Gattin des verstorbenen Malers Karl Großberg spielt Violine im Würzburger Bänder-Quartett. Ihre Tochter hat den Beruf ihres Vaters erwählt.

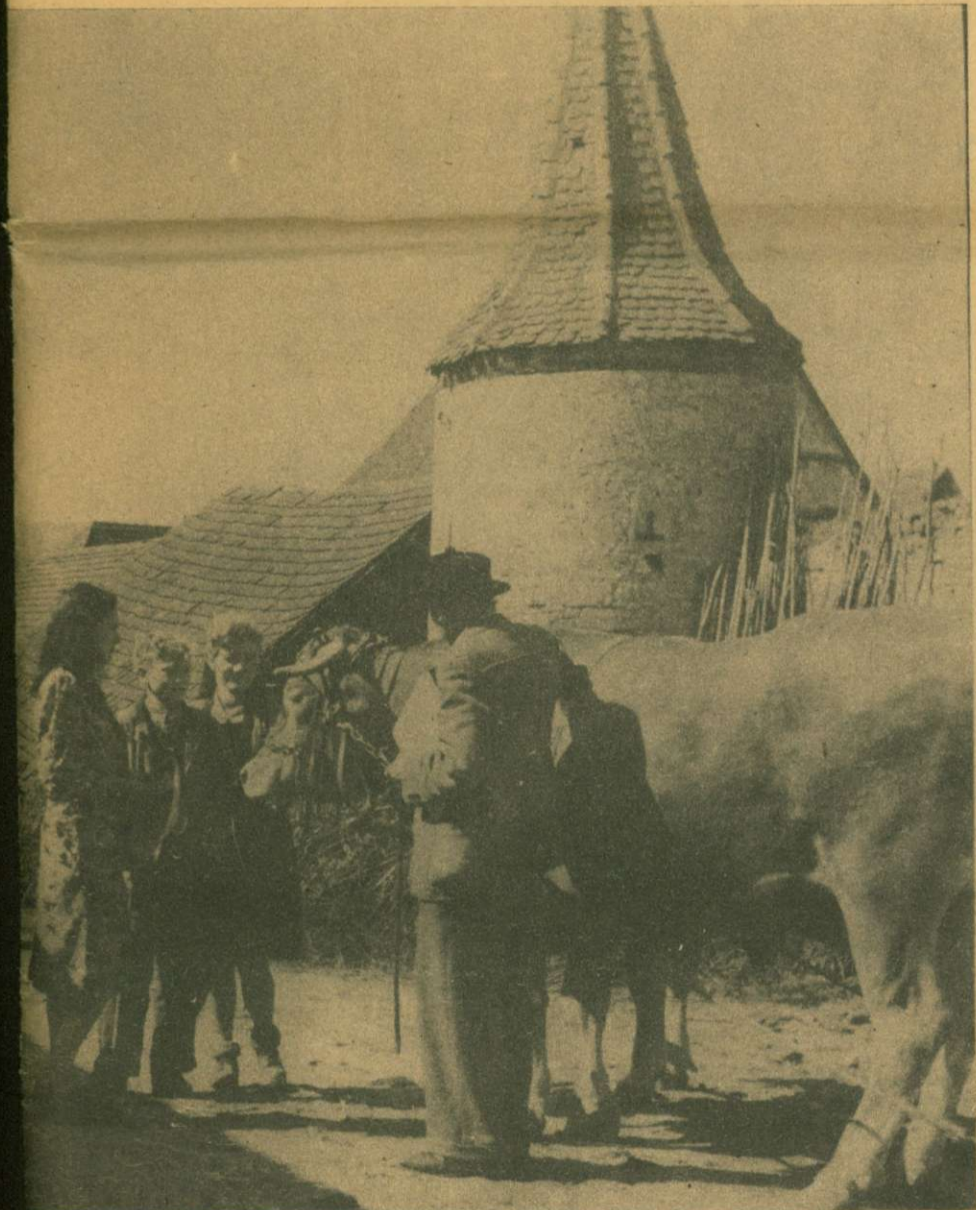


Gräfin Hildegard zu Rechteren-Pachto aus dem alten Schloß Sommerhausen hat viel dazu beigetragen, daß die evakuierten Künstler aus Würzburg sich in Sommerhausen wohlfühlen und arbeiten können.



en in Sommerhausen

Fotos: Erika Schmachtenberger



Beisammensein eine freundschaftliche Nähe zu den Dorfbewohnern gefunden. Mitten auf der Dorfstraße kann man einem Maler oder einer Schauspielerin begegnen, während sie, beinahe schon mit einigem Sachverstand, einen Zugochsen begutachten. Vollends verwundert aber waren die Sommerhäuser Bauern, als sich ihr alter Rathaussaal in einen Konzertsaal verwandelte. Denn das evakuierte Künstlervolk aus Würzburg betrachtet Sommerhausen nicht als eine bloße Zuflucht, sondern will gerade in der Stille des Dorfes seine Musen ansiedeln.

Lied ohne Kragen

EINE ERZÄHLUNG VON LANZELOT GOBBO

Kamilla ist noch nicht lang in der Stadt. Doch sie hatte sofort zu tun. Denn sie war Schneiderin.

Ich entschloß mich, ihr ein Hemd zu bringen und sie zu bitten, irgendwo ein Stück abzuschneiden, damit man einen Kragen daraus gewinnen könne. Denn das Hemd hatte keinen.

Doch als ich in das Haus vor der Eisenbahnbrücke kam, sagte man mir, daß sie nach Hannover gefahren sei. Man hätte es auch seltsam gefunden und alle hätten sich gewundert. Aber was soll man dagegen tun?

Das ganze Haus hatte sich seine Gedanken darüber gemacht, da sie Schneiderin war und zu tun hatte, aber am Morgen war sie aufgewacht, hatte das Spinnwebennetz der verschiedenen Gedankengänge über sich gesehen und es trotzdem beiseite geschoben. Es fühlte sich schon ein wenig starr an, da es die ganze Nacht Zeit gehabt hatte, zu trocknen, aber es war dennoch haltbar genug gewesen, nicht gleich bei der ersten Berührung zu zerfallen. Denn wie kam Kamilla dazu, ausgerechnet nach Hannover zu fahren?

Später ging sie aus dem Haus und das Gewebe schleifte hinter ihr her.

Als Hilde Panizza sie darauf aufmerksam machte, erschrak sie tief und drehte sich nicht um.

Sie ging zum Bahnhof, kaufte eine Karte und winkte beim Vorüberfahren.

Der Zug fuhr mit ihr durch mancherlei Dunkelheiten, hob sie an weitoffenen Orten vorüber und ließ sie schließlich in einen wirren Schlaf versinken, der sie rüttelnd und klirrend mit vielen Ringen umsäumte.

Ihren Kopf hatte sie gegen das Fensterholz gelehnt und den Mantel halb darüber gezogen.

Durch eine Ritze fauchte Luft herein. Sie schmeckte nach Frische, nach Schweiß und verfaultem Holz.

Sorgsam saugte Kamilla den Geruch in die schläferne Betrunkenheit herüber.

Frau Losinski, die auf der Bank gegenüber saß, sah ihr zu.

Sie hatte die Hände im Schoß liegen und die dazugehörigen Beine breitbeinig auf den Boden des Abteils gestellt.

Und sie dachte: Einen Tintenfleck hat sie am Kinn.

Daraufhin schloß auch sie die Augen, den Kopf wie schlafend zurücklehnend. Und sie entschied sich dabei, ihre Halbschuhe noch heute zu Paeselt zu bringen; der Zug würde gegen halb eins ankommen, sie könnte saure Kartoffelstückchen machen; die Fensterscheiben würden seit mindestens 14 Tagen nicht geputzt sein und wenn der Alte heute wieder von der Testamentsache anfangen sollte, würde sie die Tür hinter sich zuknallen.

Als sie soweit gekommen war, sagte sie laut und deutlich: „Tinte am Kinn.“

An diesem Ausruf hangelte sie sich in die Wirklichkeit des Abteils zurück und sah sich dem zart gelächelten Wohlwollen der Mitreisenden gegenüber.

Kamilla schlief noch immer.

Frau Losinski rückte die Beine zusammen und zog den Rock über die Kniee.

„Sie hat nämlich wirklich Tinte am Kinn“, sagte sie sodann entschuldigend.

Eine Pause folgte, in der sie rundum sah, jedem der Mitreisenden ein eigens für ihn bestimmtes Nicken verabreichend.

„Na, wenn schon!“ murrte ein Dreißiger leise am anderen Ende der Bank.

In diesem Augenblick wachte Kamilla auf. Sie hob träge die Augenlider und begähnte ihren Mantel.

„Sie haben Tinte am Kinn“, murmelte Frau Losinski trotzig und neigte sich vor, sie mit dem Zeigefinger aufs Knie zu tippen.

Kamilla brach ihr Gähnen ab und sah sich den Finger an.

„Bitte?“ fragte sie dann in Richtung des Fingers.

Sie war soeben in einem Schaukelstuhl die Kirschbaumallee ihrer Kindheit entlanggerast, hatte mit Mutters Meterstock bis in die Kronen gelangt und statt Kirschen Luftballons losgeschlagen. Ihr Vater hatte aus einem Fuchsloch dem Treiben zugeschaut, um schließlich spitzbeinig in ein Getreidefeld aus Metermaßen zu entspringen. Mancherlei war sie auf dieser Kirschenreise begegnet: Ab und zu sogar sich selbst, aus einem Spiegel oder einem Wald heraustretend, mit weißen Halbstrümpfen, bereit zum Spazierengehen, in eine Pfütze fallend und sich nicht wieder erhe-

ben könnend. Dazu ein donnerndes Lachen aus dem Getreidefeld.

Was will der Finger?

Er ist dick und rot. Falten hat er kaum, außer den gewöhnlichen an den Gelenken. Das Horn des Fingernagels zeigt eine gelblich-grüne Farbe.

Die Luft in der Kirschbaumallee war rot und grün angemalt, denkt Kamilla. Es roch nach Thymian. Guten Morgen soll ich sagen und ein schönes Kompliment, und die Mutter läßt auch fragen, wie die Tante sich befand. Woher kommt dieser Vers? Komisch.

Nun bewegt sich der Finger.

Solange Großvater noch lebte, stand der Schaukelstuhl zwischen Zimmerpalme und Sekretär. Als Großvater gestorben war, wurde er im Hausflur aufgebahrt. Im Hausflur sang es sich immer besonders schön. Alles war aus Fliesen. Auf einem Wandstein, hinter der Pendeltür, ist ein Ausrufezeichen eingeritzt. Darunter steht „ewich“. Das stammt aus dem ersten Schuljahr. Herr Otto Schmidt war der Klassenlehrer.

Das ist kein Finger, denkt Kamilla. Finger sind angewachsen. Sie haben etwas hinter sich. Was ist das?

Man kann sich nur noch schlecht an Herrn Schmidt erinnern. Er hatte lichtetes, dünnes Haar; ähnlich wie Hilde Panizza.

Als das Mädchen an diesen Namen kommt, stockt es für einen Augenblick.

Und plötzlich weiß es, was das ist.

Es weiß, daß auf seinem Knie kein Finger, sondern die Spinne sitzt. Die Spinne, die das Gewebe spinnet.

„Fräulein“, sagt eine Stimme hinter dem Vorhang.

„Nein“, sagt sie, „ich bin gar nicht da.“

Hinter dem Vorhang, weit weg, wird gelacht.

Es betrifft mich nicht, nimmt sich das junge Mädchen vor. Was ich nicht sehe, ist nicht vorhanden.

Die Spinne ist nur da, wenn ich sie sehe.

Ich aber mache die Augen zu.

Das wird die Spinne töten.

Und die klirrenden Ringe stürzen sich aufs Neue in ihre wirren Bilder.

Die Reise geht weiter.

Gegen ein Uhr hält der Zug in Hannover.

Die Reise ist zu Ende.

Kamilla befragt ihre Füße, wohin sie gehen werden und sie gehen mit ihr, ohne Antwort zu geben, quer durch Strudel und Steine, tragen sie vorüber an Gesprächen und Blicken, verweilen weder bei Entrüstungen noch Gewohnheiten, und erreichen nach kurzer Zeit ein Geländer, an das man sich lehnen kann.

Drüben liegt die Stadt.

Sie heißt Hannover.

Es ist deine Stadt, Kamilla.

Was wirst du mit ihr anfangen?

Das Mädchen atmet tief.

Die Spinne hat sich verkrochen.

Das Gewebe ist zerrissen.

Sie wird sich, ohne einen einzigen Blick rückwärts zu werfen, den offenen Straßen stellen.

Unaufhaltsam sollen ihre Wände ihr entgegenkommen, aus einem fernen, scheinbaren Schnittpunkt sich voneinander abstoßen, in erhabenen Parallelen vorüberwandern, den selbstgewissen Maßen ihrer Ziele zu.

Das Mädchen läßt das Geländer los und geht in die Stadt.

Seine Augen glänzen.

In einer seltsam verlorenen Heiterkeit gleitet es in die Kühle der Abstände hinein und hat keinen Blick für die ascheüberhäuften Ziegelpyramiden.

Es gibt nichts mehr außer der Kühle.

Sie hilft.

Da niemand geholfen hat, hilft sie.

Es gibt kein Haus mehr an der Eisenbahnbrücke.

Und keinen Finger auf dem Knie.

Es gibt nur noch die Freiheit.

„Gloria, Viktoria!“ singt das Mädchen.

Als es dunkel wird, singt es noch immer.

„Freiheit, die ich meine!“ singt das Mädchen jetzt.

Doch beim vierten Vers stockt es. Bei diesem Vers hat es auch in der Schule schon nicht weiter gekonnt. Nun rächt sich das.

Es ist der Augenblick, als das Mädchen bemerken muß, daß es die Häuser verlassen hat. Die Stadt ist zu Ende.

Von den Feldern weht es feucht.

Die Nacht ist da.

Schweigend betrachtet das Mädchen die Bäume der Nacht. Und langsam wendet es

den Kopf zur Seite, wo es das Lied hingelegt hat.

Doch das Lied ist weg.

Fortgegangen.

Den Füchsen Gute Nacht sagen.

Es ist nur noch die Nacht da.

Das Mädchen friert.

Warum friere ich, denkt es ungehalten.

Die Tiere frieren ja auch nicht. Und die Blumen.

Warum friere ich? Bin ich etwas anderes?

Es dreht den Kopf zurück.

Die Häuser sehen ihm zu und lachen.

„Ihr sollt nicht lachen!“ droht das Mädchen und stampft mit dem Fuß auf.

Ein schwindsüchtiger Schatten äfft seufzend das Stampfen nach.

„Ich will mein Lied wiederhaben“, bittet das Mädchen leise.

„Das Lied ist weg“, antwortet der Schatten.

„Wir wollen es suchen gehen“, bittet das Mädchen.

Der Schatten wiegt sich unwillig in den Hüften.

Dann macht er sich am Giebel des letzten Hauses zu schaffen.

„Was machst Du da?“ fragt das Mädchen.

„Dein Lied suchen!“ antwortet er.

Das Mädchen sieht ihm nach, wie er langsam am Dachfirst entlangstreicht.

Die Kälte nimmt zu.

Das Mädchen zieht den Mantel fester um den Leib.

„Daß Du aber nicht etwa wegläufst!“ sagt es plötzlich.

„Weglaufen?“ höhnt der Schatten, „wer kann denn weglaufen?“

„Ich!“ sagt das Mädchen. Es soll stolz klingen, aber die Nachtkälte stellt sich dazwischen.

Sie tastet sich die nackten Beine des Mädchens empor, befühlt sein Herz und entschließt sich zum Bleiben.

Das Mädchen rückt die Füße eng zusammen, aber es ist zu spät.

In diesem Augenblick sagt eine männliche Stimme neben ihm: „Ich? Wer ist denn ich?“

„Ich?“ wiederholt das Mädchen starr und wagt nicht zur Seite zu sehen. Ich bin ganz allein ich!“

„Dummerle“, spricht die Stimme weiter und ist dicht an seinem Ohr, „was soll denn das heißen?“

Die Kälte hat den Leib des Mädchens nun ganz umhüllt und streicht mit harten Fingern über Brust und Rücken.

„Das soll heißen“, antwortet das Mädchen mit klappernden Zähnen, „daß Sie jetzt unbedingt weitergehen müssen.“

Einen Atemzug bleibt es still.

Dann ist ein bedauerndes Achselzucken zu ahnen und die Stimme spricht: „Nun, denn eben nicht!“

Über den Feldern hängt die Nacht mit schweren Mänteln.

„Der Sieg“, denkt das Mädchen, das Kamilla heißt, „der Sieg. Gloria, Viktoria!“

Zögernd, dann regelmässiger, entfernen sich die Schritte des Mannes.

Als sie in die Häuserwände hineingegangen sind und nicht mehr herausgegeben werden können, greift das Mädchen Kamilla einen vagen Halbkreis in die Luft und rutscht anschließend stumm, ohne irgendwelche weiteren Erklärungen, in gemächlichen Wirbeln, von einem zum anderen schneller werdend, jenem Abgrund entgegen, von dem wir niemals annehmen, daß er sich unter zwei eng zusammengedrückt Füßen befinden könne.

Als sie mit dem Hinterkopf aufschlägt, krümmt sie sich schmerzverzogen und streckt die Hände aus, um die verschmähten Gewebe in das aufgerissene Fleisch zu stopfen.

Doch seine letzten Fetzen sind von dem Mann mitgenommen worden.

Nichts bleibt übrig als der Tod.

Obwohl sie Schneiderin ist und zu tun hat.

Und man doch mit Hemden ohne Kragen beim besten Willen nicht umhergehen kann.

WIE FINDEN SIE
DIESE GESCHICHTE?
Wir sind sehr neugierig zu hören, was Sie zu
„Hemd ohne Kragen“ sagen. Schreiben Sie
bitte ein paar Zeilen an
Redaktion „DAS WELTBILD“
NIERSTEIN AM RHEIN



Schauen Sie sich bitte linker Hand das neckige Nachtgewand an, gnädige Frau! So werden Sie künftigt zu Bett gehen müssen, wenn Sie nicht die jüngste Mode versäumen wollen. Rotweiß karierte Nachtjacke mit halblanger, hellblauer Hose, so lautet die Vorschrift aus USA. Mit aufgewickelten Zöpfen und halber Hose können Sie sich unterdessen rechter Hand für künftige Jahre ein wahrhaft königliches Abendkleid vormerken, das nach einem Entwurf von Greta Garbo angefertigt wurde. Die französische Mode, so mögen Sie unten links beachten, hat es sehr eilig, über den Ozean vorzudringen. Vier Mannequins lächeln, wie ihr Beruf es erheischt, aus dem Flugzeug hervor, das sie mit den neuesten Pariser Modellen nach Australien bringt. Solcher Umstände bedürfen die deutschen Modekünstler augenblicklich nicht, da ja die ausländischen Interessenten ohnedies im Lande sind. Auf der Exportschau in München hat man, wie Sie unten rechts bitte bemerken wollen, recht anmutige Modelle (made in Bavaria) vorgeführt.

Fotos: Associated Press, „Nuit et jour“, Keystone, Dr. Brunner





Radiumdünger

Warum füttert man nicht mit Kohle oder heißem Wasser?" war vor dem ersten Weltkrieg das ständige Schlagwort eines Leiters der landwirtschaftlichen Versuchsanstalt der Universität Wisconsin in den U.S.A. Er wollte damit seine Laboranten anspornen, neue Wege zur Fütterung der Kühe zu finden. Die Entdeckung der Vitamine und die folgenden entscheidenden Erkenntnisse der menschlichen und tieri-

dersamen Spielereien. Aber eines Tages wird vielleicht wirklich der Kornhalm wieder so viel Ähren haben wie in alten Sagen. Wird aber der Erdboden noch die Kraft haben, die Saaten dafür entsprechend zu nähren? Nicht überall ist der Boden so unerschöpflich wie in manchen Gegenden Chinas, wo seit viertausend Jahren kein Nachlassen der Fruchtbarkeit zu verspüren ist, während anderwärts der Boden hungert und

seinen Hunger auch den darauf gewachsenen Pflanzen überträgt. Warum sollten die radioaktiven Kräfte nicht auch der Landwirtschaft tatkräftig helfen? — Männer der Bodenchemie haben sich schon seit vielen Jahren mit dem Problem beschäftigt und einen radioaktiven Dünger entwickelt. Wie die Ergebnisse des Planoradon-Werkes beweisen, ist man über das erste Stadium der Versuche bereits hinaus und hat begonnen, das neue Düngemittel in größeren Agrikulturen zu erproben. Planoradon wirkt auf die Keimungsenergien des Samens und die Wachstumzellen der Pflanzen. Gleichzeitig wird der Boden wieder mit Kraft angereichert, die durch Ernten vergangener Jahre entzogen worden ist. Auch auf schwache oder kranke Pflanzen macht sich der stärkende Eindruck der Düngung bemerkbar. Die Krankheiten werden gehemmt. So wurden nach Darstellung des Werkes Krautfäule der Kartoffeln, Kohlhernie in Kohlpflanzungen, Schneeschimmel beim Roggen und Brand beim Weizen wirksam bekämpft. Auch werden die mit Planoradon gedüngten Beete nur noch in geringem Umfang von Schädlingen aller Art heimgesucht. Wenn es möglich werden sollte, daß dieser Radiumdünger in gewichtigem Ausmaß den Ertrag der Ernten steigert — über das Herstellungsverfahren ist noch wenig bekannt geworden — so hätte die moderne Forschung wieder einen Triumph im Dienste des Menschen zu verzeichnen.



Mit dem Elektroskop wird der versandfertige Dünger auf den Grad seiner Radioaktivität geprüft.

Fotos: Associated Press (Kindermann)

Im chemischen Laboratorium des Werkes wird an der Weiterentwicklung der Entdeckung gearbeitet.

In der Mischmaschine wird der Radiumdünger dann mit Erde kräftig vermengt.

cher Ernährung sind diesen Männern zu verdanken, die oft von abstrusen Gedanken her zu den praktischsten Vorschlägen und Entdeckungen gelangt sind. Die Ernährung der Menschheit ist zudem ein so vordringliches Problem geworden, daß die Lösung wichtiger wäre als Atomzertrümmerung und Gesprächsanbändelung mit dem Mond. Aber auch hier darf man nicht vorzeitig urteilen. Als Nebenprodukte entstehen bei der Herstellung der Atomenergie künstliche radioaktive Elemente, die bei der Heilung von Krankheiten, vor allem des Krebses, eine große Rolle spielen werden. Mit Hilfe der im Atomturm, dieser mächtigen Anlage zur Erzeugung des reinen Plutoniums, gewonnenen radioaktiven Substanzen wird es möglich sein, nicht nur dem Geheimnis des Alterns auf die Spur zu kommen, sondern auch die Frage zu beantworten, wie Pflanzen es vermögen, die Sonnenenergie aufzuspeichern. Die Chemie des vorigen Jahrhunderts hat die Konservendose ermöglicht. Die Physik unseres Jahrhunderts mag die Voraussetzungen schaffen, damit die Konservendosen nicht leer bleiben. Schon ist die moderne Biologie dabei, Pflanzen zu züchten, die ein Vielfaches an Frucht tragen. Noch schüttelt man oft ungläubig den Kopf über Meldungen von wun-





Foto: Dr. Wolff und Tritschler

Drei Jahre ist der Puma alt. Zoologisch heißt er auch Kaguar oder amerikanischer Silberlöwe. Aus den Wäldern seiner Heimat brachte man ihn in die Wildnis des Krieges. Sein Käfig im Frankfurter Tiergarten hielt den Bomben stand. Die Käfigstangen blieben heil, hinter denen er in dem lautlos sehnigen Gang der großen Katzen sein Reich — fünf Schritte her, fünf Schritte zurück — ausmisst. Bei jeder Wendung schwingt er den merkwürdig kleinen Kopf unnachahmlich behend bodenwärts und in gleicher Kurve wieder rasch aufwärts in die Lauerstellung des Raubtiers. Dann lockt ihn plötzlich während des Gitterbummels der Stein im Hintergrund. Ein kurzes herrliches Spiel der Muskeln, und er erstarrt zu einem alten orientalischen Steinbild. Aber alsbald erschlaffen die Muskeln wieder und straffen sich von neuem unter dem dicken gelbroten Fell. Ein kurzer lockerer Ansprung und in überraschend geschmeidigem Satz ist er auf dem Baumast, seinem liebsten Platz. Steil reckt er sich auf seinen starken Pranken empor, der lange Schwanz baumelt friedlich herab. Den dreieckigen Luchshoren entgeht kein Geräusch. Überlegen und fremd beobachten die Raubtieraugen. Ein abgründiges, rätselhaftes Feuer lodert in ihnen, das Bewunderung und Staunen erzwingt.

Anlässlich des Alliierten Sportfestes im Berliner Olympiastadion wurde zum ersten Male seit der letzten Olympiade das olympische Feuer durch einen Fackelträger wieder entzündet. 85 000 Zuschauer wohnten dem bedeutsamen Sportereignis bei. Mehrere neue Rekorde der Alliierten Streitkräfte in Europa wurden bei den interessanten und wechsellvollen Kämpfen aufgestellt. Unser Bild zeigt den englischen Vertreter Chapman bei den Vorkämpfen im Weitsprung.

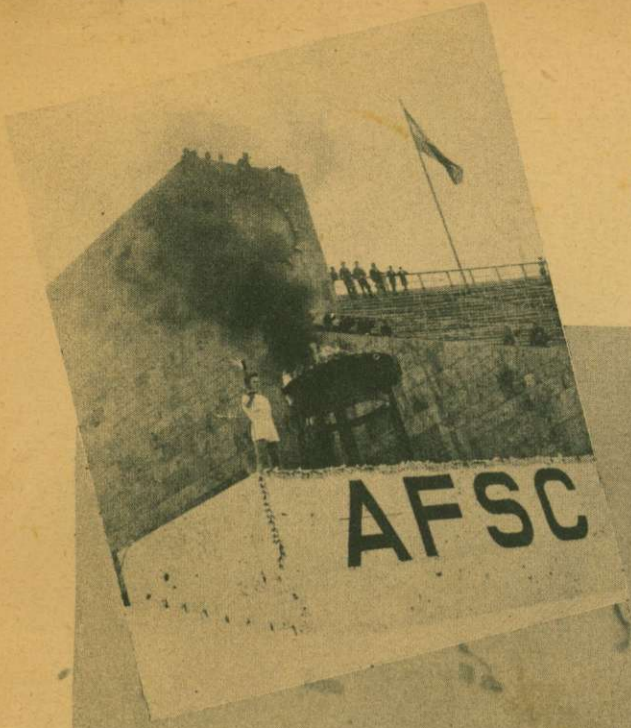


Foto: Associated Press

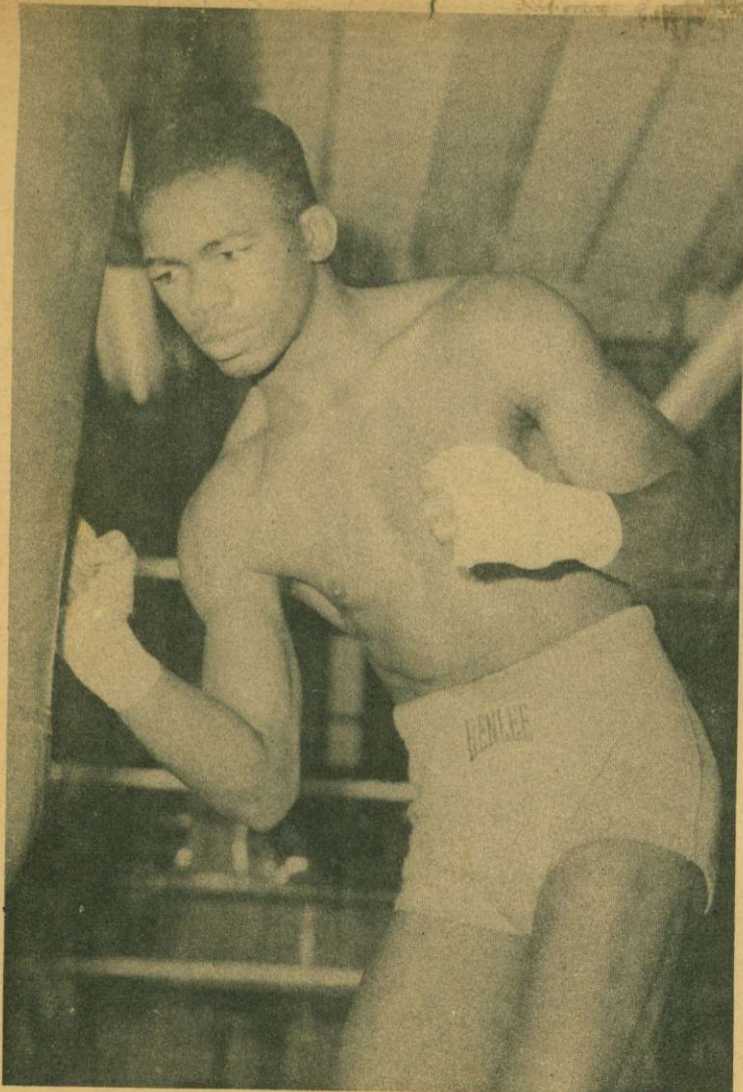


Foto: Keystone

Amerikas zweitbesten Freistilschwimmer, der Student Hirose, nahm in Paris an einer internationalen Schwimmveranstaltung teil. Gegen die große Klasse der französischen Meisterschwimmer Jany und Vallery konnte er jedoch nur den dritten Platz belegen.



Foto: Keystone

Der Negerboxer Ike Williams schlug in Cardiff den englischen Weltmeister Ronnie James in der neunten Runde k.o. und brachte damit den Weltmeistertitel im Leichtgewicht wieder nach Amerika zurück. — Der Kampf fand vor 50 000 Zuschauern statt und war für die Veranstalter ein großes Geschäft.

Chelseas Mittelstürmer schießt im dramatischen Spiel gegen Bolton Wanderers das erste Tor der neuen englischen Fußballsaison, die ein neuer Höhepunkt des Fußballsportes in England werden soll.



Fotos: Associated Press

Sonnenwolken

„Ich glaube auch, daß er alles, was in seiner Macht liegt, tun wird, um Euch sobald als möglich ein eigenes Heim zu sichern.“

Nun, dafür hatte ich ja den besten Beweis. Aber von der Sache wollte ich freilich Vang vorerst noch nichts sagen.

„Und doch, ich sage es Ihnen, er hat eine Todesangst vor dem Tag, an dem Elina heiratet und ihn verläßt. Finden Sie, daß meine Meinung zu düster ist? Hm, ich finde das Ganze zumindest recht eigenartig!“

Ich gab keine Antwort. Der Patriot schwieg eine Weile. Dann begannen wir von anderen Dingen zu sprechen. Bald war er wieder bei seinem Lieblingsthema, der Politik. Ich schwieg und war ganz mit meinen eigenen Gedanken beschäftigt.

Siebtes Kapitel:

Einige Zeit später — es ging allmählich auf den Frühling zu — holte mich Elina zu einem Spaziergang ab. Wir waren lange nicht mehr draußen gewesen.

Ein paar Wochen lang hatte man Tauwetter gehabt; und in den Tälern hatte schon der Schnee zu schmelzen begonnen. Jetzt aber war es plötzlich wieder kalt geworden. Und nun waren die Wege hart gefroren und die Bäume und Sträucher mit einer dicken Reifschicht bedeckt, in denen sie aussahen wie Männer in einem zottigen Wollpelz. Bei jedem Schritt über die Wiesen hörte man einen trockenen, knirschenden Laut unter den Füßen; und wenn man am Erlenbusch vorbeikam, dann splitterten die steifgefrorenen Zweige wie Glasperlen. Der kleine, dunkle Waldsee war mit blauem, blankem Eis bedeckt, durch das man die hohen Schilfgräser sehen und die Kiesel auf dem sandigen Boden zählen konnte. Aber wenn dann die Sonne über die bereiften Felder strich, dann war es, als öffneten sich auf Bäumen und auf Sträuchern plötzlich tausend kleine, blanke Augen und starrten verwundert in das Licht. Kurzum: es war einer von jenen Tagen, die man zuweilen gegen Ende des Winters antrifft, wie sie Herbststimmungen wachrufen können und anstatt des Frühlings und Sommers an neuen Winter denken lassen . . .

Wir gingen schweigend langsam nach der See zu. Plötzlich sah Elina auf und sagte: „Ich wollte dir schon lange etwas sagen. Ich mag nicht, daß du so oft zu Holt kommst!“ Ihr Gesicht war rot geworden, ihre Augen funkelten vor Erregung.

„Was . . . was hast du denn dagegen?“

„Dasselbe, was ich gegen Vangs Besuche habe! Ihr haltet Holt zum besten! Sonst wüßte ich wahrlich nicht, was ihr sonst bei ihm zu suchen habt!“

„Da bist du aber gründlich im Irrtum. Wie kommst du nur auf einen solchen Gedanken? Oder meinst du wirklich, daß Holt der Mann ist, der sich zum besten halten läßt? Ich kann dir nur versichern, daß er manchmal einen harmlosen Spaß mit dem Patrioten treibt, niemals aber der mit ihm!“

Sie schaute nachdenklich vor sich hin. „Aber jedenfalls langweilst du dich dabei. Du kommst doch bloß, um ihm gegenüber freundlich zu sein?“

„Auch darin irrst du! Holt ist kein langweiliger Mensch!“

Sie blieb stehen und sah mich erstaunt an: „Nun sag mir nur das eine: Könntest du wirklich dein Leben lang bei ihm im Kontor sitzen“

BRUNNENBAUEN

von
Helmut Große

**Wollte einen Brunnen bauen
In dem dürren Wüstenland,
Wollt in seinem Spiegel schauen
Kühl der Sonne Brand.**

**Grub und grub mit heißen Händen
Manchen schweren Spatenstich,
Und es schmerzten mich die Lenden,
Als der Tag entwich.**

**Und wenn neues Licht erstanden
Wieder meine Kraft sich gab!
Wer im engsten Umwanden
Oft mir wie ein Grab.**

**Endlich quoll aus tiefster Schunde
Frisches Wasser in den Schacht!
Neigte lechzend mich zum Grunde:
Doch mich griff nur Nacht**

oder auch Bauerndoktor hier in unserem Kirchspiel sein?“

„Ja, das könnte ich . . . wenigstens das letztere!“ antwortete ich ehrlich.

Sie ging weiter. Ihr Gesicht hatte jetzt etwas Grüblerisches. „Wir haben von soviel Großem und Schöнем gelesen“, fing sie wieder an, „ich meine, du müßtest etwas Besseres werden . . .“ Sie blieb abermals stehen.

„Wie meinst du das?“

„Ich meine, daß ich an deiner Stelle längst dahingezogen wäre, wo . . . wo . . . mehr geschieht als hier . . . wo die Leute anders sind . . .“

Da war also wieder ihre alte Sehnsucht nach draußen, nach der Ferne.

„Im Grunde ist das Leben überall gleich!“ sagte ich.

„Das ist doch nicht dein Ernst?“ Sie blieb erstaunt stehen.

„Ja, im Grunde ist es überall gleich . . . vielleicht nicht äußerlich . . .“

„Aber hier gibt es doch nichts, das . . . das . . . ach, ich kann nicht recht ausdrücken, was ich sagen will, kurz, hier gibt es doch keinen, der . . .“ sie suchte immer noch nach dem richtigen Wort, „der sich viel darum kümmert“ — wieder machte sie eine Pause und fügte dann schnell, als ob sie sich der Worte schämte, hinzu — „um das Große und Schöne, mit dem die Menschen draußen in der Welt glücklich sind!“

„Ach, auch hier in den kleinsten Verhältnissen kannst du Großes und Schönes erleben. Man soll die große Welt nicht überschätzen. Nicht immer sind es die Klügsten, die das schönste und reichste Leben haben!“

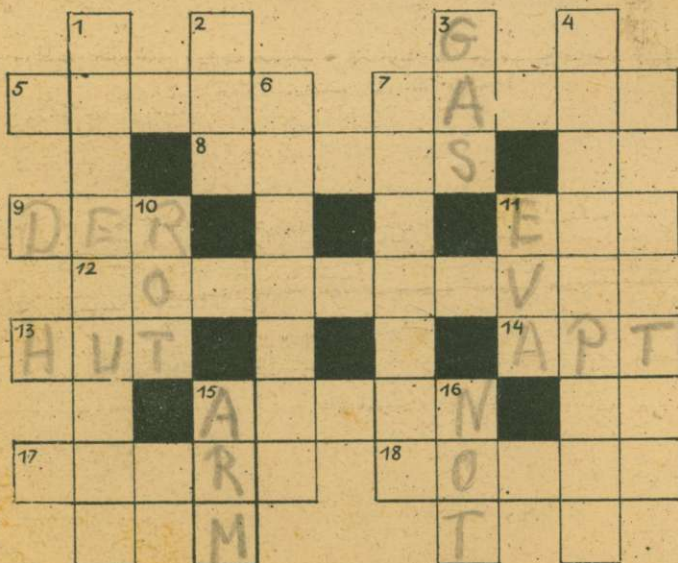
„Das verstehe ich nicht!“ sagte sie nachdenklich. „Ich meine nur, du müßtest ein Leben haben als das, was dir hier das Kirchspiel bieten kann. Es müßte . . .“

„Ich lachte . . .“ Ich lachte grübelte oft . . .“ Ich lachte grübelte oft waren, über Rats . . .“ Ich lachte grübelte oft waren, über Rats . . .“ Ich lachte grübelte oft waren, über Rats . . .“

Ich lachte grübelte oft waren, über Rats . . .“ Ich lachte grübelte oft waren, über Rats . . .“ Ich lachte grübelte oft waren, über Rats . . .“

Fortsetzung folgt

Kreuzworträtsel



Waagrecht: 5. Fall in der Sprachlehre, 7. biblische Gestalt, 8. römischer Feldherr, 9. bestimmter Artikel, 11. Senkblei, 12. Giftschlange, 13. Kleidungsstück, 14. Klostervorstand, 15. europäische Hauptstadt, 17. Nebenfluß der Rhone, 18. sich drehender Maschinenteil.

Senkrecht: 1. Luftschiffhafen in USA, 2. seemannische Bezeichnung, 3. luftförmiger Stoff, 4. Wasserfahrzeug, 6. Tragstuhl, 7. Planet, 10. Farbe, 11. biblische Frauengestalt, 15. Körperteil, 16. schlechte Lebenslage.

Auflösungen aus voriger Nummer

Silbenrätsel: Widerhall, Experiment, Rochlitz, Fontainebleau, Eckhard, Saline, Telegramm, Asow, Milei, Gaukler, Reinhold, Optik, Subiaco, Sodom, Eigentum, Nomade, Vulkan, Olivia, Ruisdael, Belial, Immensee, Ljesskow, Domäne, Händel, Äquivalent. Wer fest am großen Vorbild hält, zu dem wird kommen alle Welt (Laotse).
Astronomisches Sprossenrätsel: Atais, Euler, Schiff, Rigel, Spica, Krebs, Komet, Orion, Leier: Refraktor.

POSTEN
KARBOLKTE

Verwandlungsrätsel

In jeder Reihe der Figur ist ein Buchstabe durch einen anderen zu ersetzen, so daß schließlich aus dem Wort Posten das Wort „Karboll“ wird.



Schlauer als schlau



„Was — zehntausend Mark wollen Sie für das Bild haben?“
„Na, hören Sie mal, das Modell stammt schließlich vom Schwarzen Markt!“



Foto: Associated Press

Jack und Koben, zwei Bauernknechte, waren gemeinsam bei der Arbeit, als Koben plötzlich wieder vom Kummer über seine Braut überwältigt wurde, die einen anderen geheiratet hatte. Kurz entschlossen sprang er ins Wasser. Jack sah es, sprang nach und rettete ihn.

Ehe eine halbe Stunde vergangen war, wiederholte Koben das gleiche, und wieder zog ihn Jack aus der Flut.

Aber Koben hatte einen Dickkopf und so erhängte er sich im offenen Scheunentor. Diesmal hatte Jack es satt und rührte keinen Finger.

Nach einiger Zeit kam der Bauer und lief mit der Nase gegen den erhängten Koben.

„Dummkopf“, schalt er Jack und schimpfte ihn aus, weil er Koben hatte hängen lassen. „Du bist ein noch größerer Esel als Koben!“

„Da mögt Ihr recht haben, Bauer“, antwortete Jack seelenruhig. „Koben hat wahrhaftig mehr Verstand als ich. Ich bin ihm zweimal ins Wasser nachgesprungen und habe ihn herausgeholt, und wir waren beide gleich naß. Er ist so geschickt gewesen, sich an diesem Balken zum Trocknen aufzuhängen, und ich Esel habe in meinen nassen Kleidern weitergearbeitet.“



Foto: Keystone

Ann Toth, ein Filmstar gleich, wie ihr Kamel, schminkt lächelnd Ali mit dem Pudermehl. Kamele, weit gereist im Wüstensande, sind störrisch meist und dumm in dem Kamelverstande. Doch Ali kniet mit kügelm Stolz auf seinen Schwielen: in der Welt kann manch Kamel noch eine Rolle spielen.



Foto: Keystone

Drei Männer und ein schwerer Hecht: wer sagte da „vier Hechte!“? — riß, es wurde arg gezecht, daß der Hecht sich rächte.

Bisher fraß er die Plötzen frech, gleich speisen ihn die Herren. Die Gräten stechen scharf wie Blech, die Herrn der Mund verzerren.

Das Leben ist solch Riesenhecht mit Kiemen und mit Flossen. Der schönste Fang bekommt oft schlecht. Der Nachbar macht die Glossen.



Sie können das
WELTBILD
jetzt auch
durch die Post
beziehen.

Innerhalb der französischen Besatzungszone nehmen alle Postämter Bestellungen auf das „WELTBILD“ an.

**Drei-Brücken-Verlag
Mainz**